

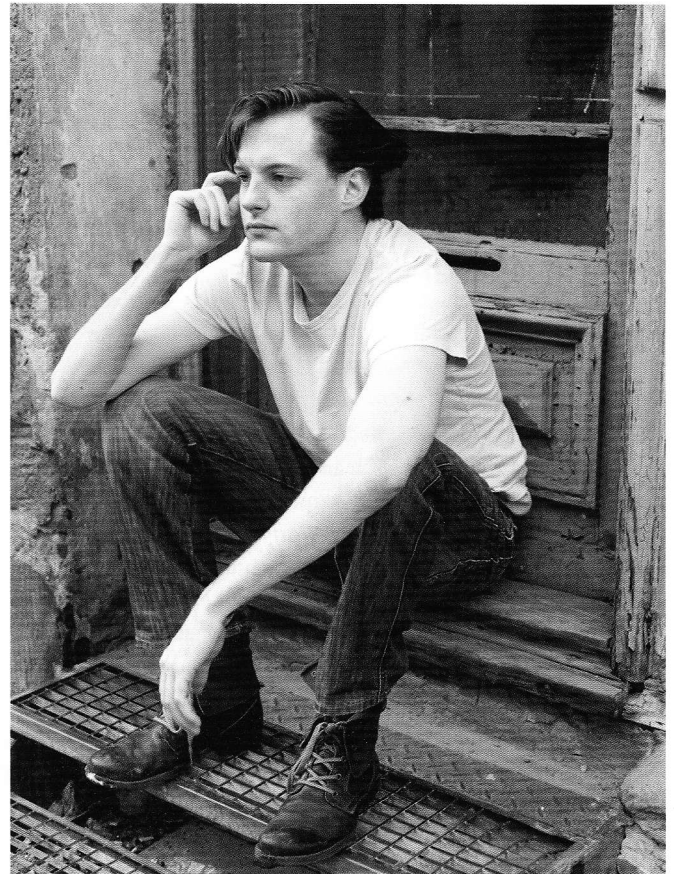
Schwarzgrau mit Zwischenrufen

Die Figuren von Alexander Finkenwirth zeigen, wie schwierig es ist, ein guter Mensch zu sein

Das Schweigen ist vorbei. Eine Woche lang konnte Alexander Finkenwirth nicht sprechen, Stimmbandentzündung. Er saß zu Hause und redete mit keinem Menschen ein Wort. Der erste Austausch fand dann wieder im Theater statt, auf einer Probe. „Seltsam eigentlich“, sagt er, „denn die letzten gesunden Worte muss ich auch auf der Bühne gesprochen haben.“ Die Zeit dazwischen, das war nicht nur eine Pause vom Theater, sondern irgendwie auch vom Leben. Was für ihn im Moment fast das Gleiche ist.

„Diese Trennung, hier das Theater, da das Leben, empfinde ich nicht so stark“, sagt er. Ebenso seltsam wie selbstverständlich für einen, der gerade zwei Leben lebt, beide um das Theater herum – und mit Mitte zwanzig in der Biografie genug selbstverständliche Übergänge verzeichnet für drei. Die Großmutter ist Russin (Russisch spricht er fließend), die Mutter Brasilianerin (Portugiesisch will er lernen), der Vater deutsch (und russisch-orthodox). Das Messdienergewand hat Alexander Finkenwirth längst abgelegt, aber die Faszination für das orthodoxe, widersprüchliche Russland ist geblieben. Und die Frage an seine Figuren: Könnten sie gläubig sein? Bei Marco könnte er sich das gut vorstellen. Marco ist einer der „Waisen“ in dem Stück von Dennis Kelly. Ein Lügner und Sadist, einerseits. Andererseits: ein fürsorglicher Bruder und kein guter Lügner. Das geht nicht zusammen, zeigt Alexander Finkenwirth in Potsdam (Regie Stefan Otteni). Nein, es *gehört* zusammen.

Nach einem Fehlversuch – zwei Semestern Jura – begann er 2009 an der Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) in Potsdam-Babelsberg ein Schauspielstudium. Es entstanden Kurzfilme (u. a. „Herzberg“, mit Irm Herrmann) und mit Andreas Merz erste Theaterarbeiten an der Berliner Volksbühne und sogar im ukrainischen Donezk. Parallel zum Studium (noch bis zum Frühjahr 2013) ist da seit dieser Spielzeit sein zweites Leben, das erste Festengagement am Potsdamer Hans Otto Theater. Begonnen mit einer Hauptrolle: jenem Wiggo Ritter,



Alexander Finkenwirth. Foto C. Schirmbeck und N. Kantor

der ihn vorübergehend die Stimme kostete. Eine große Rolle – und eine Figur, die eigentlich unmöglich ist. Wiggo Ritter ist der Protagonist in Uwe Tellkamps „Der Eisvogel“ (Regie wieder Stefan Otteni). Sohn eines Bankers, gegen den Willen des Vaters Philosoph und arbeitslos. Ein Intellektueller, der dem so faschistoiden wie schöngeistigen Elitarismus eines Freundes verfällt – und dabei glaubwürdig bleiben soll. Wie packt man so einen Unmöglichen an? Über die eigene Biografie? Über die Diskrepanz zum Vater, Wissenschaftler, der auch aus einer völlig anderen Welt kommt, für Theater nie etwas übrig hatte? Vielleicht auch.

Wichtiger ist Alexander Finkenwirth etwas anderes: Wiggos Drang, zu handeln, sich gegen die gedankliche Trägheit einer demokratieverwöhnten Masse aufzulehnen – und darin *gut*, also moralisch zu bleiben. Wie dieser Anspruch Wiggo zerreibt, das zeigt Alexander Finkenwirth auf berührende, nie vordergründig revolutionäre Weise. Einmal soll Wiggo den Professor lynchen, der ihn zum Arbeitslosen gemacht hat. Eine Mutprobe vor den Freunden vom rechtselitären Rand. Da malt er sich in kindlicher Vorfreude eine Clownsfratze ins Gesicht – und knickt dann ein vor der Tatsache, dass er in der Wohnung des Alten einen *Menschen* vorfindet, ausgerechnet. Wird vor Scham ganz krumm und verwischt die Kriegsbemalung im Gesicht zu einem schmutzigen Gemisch. Dieses von aggressivem Rot durchzogene Schwarzgrau ist seine Farbe: dunkle Zwischentöne, mit grell aufbrechenden Momenten von Wut oder Spott. Ein Schauspieler, immer auf der Suche nach Haltung – und zu klug, um sich für Schwarz oder Weiß zu entscheiden. //

Lena Schneider